

### Vermischtes.

Das erste französische Opfer von 1870. Auf dem kleinen Friedhof von Chateauroux bei Buzendorf in Lothringen hat am Jahrestag des Beginns der Feindseligkeiten im letzten Feldzug eine kleine Denkmalweihe stattgefunden. Für das erste Opfer auf französischer Seite, den Douanier Monty, wurde ein Denkstein enthüllt. An der Feier beteiligten sich Behörden der deutschen und französischen Regierung. Von Saarbrücken war zur militärischen Ehrenbeweisung eine Abteilung vom 70. Infanterieregiment nebst Musik befohlen. Monty ist in der Nacht vom 23. zum 24. Juli 1870 den Tod fürs Vaterland gestorben. Das deutsche Generalstabswerk über den Krieg von 1870-71 enthält folgende Einzelheiten über den Tod des jetzt mit einem Denkmal geehrten französischen Grenzwächters: „Von Saarlouis vorgehende Patrouillen waren von französischen Douaniers beschossen worden und hatten zwei Pferde verloren. Infolge dessen setzte sich die 8. Kompanie des Regiments Nr. 70 am 24. Juli in Besitz des Zollhauses bei Schredling und führte die Zollkasse mit sich fort; zwei Douaniers waren dabei gefallen, vier in Gefangenschaft geraten; diesseits Leutnant v. Alten verwundet.“ Mit den zwei gefallenen Douaniers waren Monty und Lejuste gemeint. Monty lag tatsächlich tot auf dem Felde der Ehre, Lejuste war nur schwer verwundet worden und lebt heute noch in Thonne-la-Long als pensionierter Brigadier. Körperliche Beschwerden hinderten ihn leider an der Teilnahme bei der Denkmalweihe für seinen Kameraden. Das Denkmal, eine einfache Trauersäule, ist, wie man dem Berl. Tagebl. berichtet, auf Kosten des Gräberverschönerungsvereins „Souvenir français“ in Nancy durch die Bildhauer Altmayer und Marion erstellt worden.

Der Held von Port Arthur. Wie man weiß, war gleich nach dem Fall von Port Arthur dem General v. Stössel für die Verteidigung dieses Platzes (an der, wie sich später herausstellte, der General Kontratento das weitaus größte Verdienst hatte), vom König von Preußen telegraphisch den Orden „pour le mérite“ verliehen worden. Mit Bezug auf diese Tatsache und die jetzige Meldung, wonach die kriegsgerichtliche Verurteilung des General Stössel dem Jaren zur Bestätigung vorliege, dichtet der heutige Kladderadatsch:

Was ist aus Stössel geworden,  
Dem Helden! Alles vorbei.  
Verloren Rang und Orden,  
Verdunnet zu Pulver und Blei!  
Sein Leben schütz Vaterlands Gnade,  
Dah es nicht Schaden erlitt,  
Wir aber sagen doch: Schade  
Um unsern „pour le mérite“!

Der Richter Emory von Seattle im Staate Washington wurde von dem 19jährigen Sohne eines anderen Juristen erschossen. Thompson, so heißt der jugendliche Mörder, war Student der Universität Washington und verliebte sich in die 17jährige Nichte des Richters Emory. Das Mädchen erwiderte die Neigung nicht und bat ihren Onkel, dem jungen Manne das Haus zu verbieten. Als der jugendliche Liebhaber telephonisch anfragte, ob das Mädchen zu Hause sei, antwortete der Richter Emory verneinend und verbot gleichzeitig dem jungen Mann das Haus. Bald darauf erschien der Student stemlos und aufgereggt und gab auf den Richter, der ihm in der Tür entgegentrat, zwei Revolverschläge ab. Der Betroffene brach tot zusammen. Der Mörder schloß sich mit den beiden kleinen Kindern des Ermordeten in ein Schlafzimmer ein, dessen Tür er verbarrikadierte. Er drohte, die Kinder ermorden zu wollen, falls die Polizei versuchen sollte, gewaltsam einzudringen. Dem Vater des Mörders gelang es nach längerem Zureden, ihn zur Kapitulation zu bewegen.

Ein sparsamer Millionär. Auch die Multimillionäre müssen sterben, und zwar hat der Tod in den letzten Wochen gerade wenig Scheu vor den großen Geldsäcken bewiesen. Nun ist auch nach Alfred Veit Ruffel Sage gestorben, der „große alte Mann von der Wall-Street“, wohl eins der größten Finanzgenies und einer der reichsten Männer Ame-

rikas. „Onkel Ruffel“, wie der populäre Mann allgemein genannt wurde, war kein weit ausschauender Geist wie Veit, der allem Kleinlichen abhold in Lebensführung und Geschäften einen großen Stil bewahrte. Sage war vielmehr der Typus des alten vorsichtigen Börsianers, der auch noch in die moderne Zeit etwas von dem „alten Geldverleiher“ und Geschäftemacher mitbrachte. Während der letzten Zeit schloß er nur noch Verträge ab, die eine genaue Klausel im Falle seines Todes enthielten, und ordnete über das Grab hinaus seine finanziellen Angelegenheiten auf das sorgfältigste. Sein hinterlassenes Vermögen wird zwischen 400 und 600 Millionen Mark geschätzt. Der Stolz des Selbmademans war in ihm außerordentlich stark ausgeprägt und der mächtige Multimillionär blieb im Grunde den Prinzipien treu, die einst der sechzehnjährige Laufbursche als seine Lebensmaxime aufgestellt hatte. Alle Feiertage und Ruhepausen erschienen ihm immer als unnütze Zeitverschwendung; er entseffelte einen Sturm der Entrüstung, als er im Jahre 1904 sich ausdrücklich gegen die Berechtigung der Angestellten auf Ferien erklärte. „Die Ferienmode“ so schrieb er, „ist der Auswuchs einer unnormalen und verärrten Geschäftsführung. Wenn ein Mann an seiner Arbeit rechtes Interesse hat und sie liebt, so wird er sich nicht von ihr trennen wollen, und nur die Leute die ihre Arbeit lieben, werden wirklichen Erfolg haben. Man muß nur seine Zeit einzuteilen wissen, seine Kräfte aufsparen und sich nicht abquälen, dann braucht man keine Ferien. Das sich Abheben und nicht das Arbeiten macht graue Haare.“ Er habe mit seinen 83 Jahren noch keine Lust nach Ferien verspürt und werde wohl auch noch nicht so bald ein solches Verlangen empfinden. Er lebte nur in seiner Arbeit und sein Vergnügen bestand in solchen merkwürdigen Wettkämpfen, wie er z. B. einmal einen mit seiner Rivalin, der Multimillionärin Herby Green, ausübte. Mrs. Green hatte für einen Tag große Abschlüsse vor, aus denen sie beträchtliche Gewinne einnehmen mußte. Sage hatte aber den Ehrgeiz, an demselben Tage mehr zu verdienen, und so verdiente er denn auch 80 000 M. in bar, während Mrs. Green es nur auf 52 000 M. brachte. Ruffel Sage war stolz auf seine Sparsamkeit; sein größtes Vergnügen war „Geld zu machen“, und das Geheimnis dieser gar nicht alchimistischen Kunst teilte er gerne einem jeden mit: „Jeder Mensch“, so meinte er, „soll es sich zur Aufgabe machen, weniger Geld auszugeben, als er einnimmt. Dann geht's ihm gut, dann ist er für sein ganzes Leben glücklich, und wenn er nie von diesem Prinzip abweicht, wird er ein reicher Mann.“ Er gab jedenfalls bedeutend weniger aus als er einnahm. Seine Toilette kostete ihn nicht so viel, als jeden seiner Angestellten. Das Jahr hindurch brauchte er drei Anzüge, von denen jeder vierzig Mark kostete; dafür hielt er sich aber seine Kleider auch gut, büßte sie sich selbst ab, wobei er besonders sorgfältig auf die Entfernung von Fettflecken achtete, und putzte sich höchst eigenhändig seine Schuhe. Wenn er sich auf dem Broadway eine Zeitung oder zur Erfrischung ein paar Erdnüsse kaufte, dann wartete er geduldig, bis ihm der Verkäufer die kleine Münze auf Heller und Pfennig genau herausgegeben hatte. Jeden Tag ging er zum Lunch nach dem Haus der „Western-Gesellschaft“, einer von den 26 Korporationen, deren Direktor er war, denn diese Gesellschaft gewährte ihren Direktoren und Aufsichtsräten täglich ein Frühstück unentgeltlich. Der einzige Luxus, den er sich gestattete, waren Pferde, aber auch dabei war sein größter Ruhm, daß er sie teuer verkaufte und auch damit viel Geld verdiente. Er war ein strenger Presbyterianer und rauchte niemals, trank keine alkoholischen Getränke, weder Wein, noch Viqueure; nur während der ungeheuren Verluste, die er vor etwa zwanzig Jahren hatte und bei denen er an einem Tage einmal 32 Millionen Mark verlor, nahm er des Nachts einen Teelöffel voll Brantwein zu sich. Später hat er dann diese ungeheuren Summen zwei- und dreifach wieder gewonnen. Der kluge alte Mann, der mit einer eigenartigen Hartnäckigkeit seine Ansichten verteidigte und ganz geistreich zu formulieren wußte, hat manche charakteristischen

Aussprüche geprägt. So sagte er: „Jeder Dummkopf kann einen Dollar verdienen; aber ihn behalten, kann nur der kluge Mann.“ „Die Leute, die nur ihrem Vergnügen leben, machen weder sich noch anderen Leuten Vergnügen.“ „Ein Klub ist ein Ort, für faule alte und für verschwenderische junge Leute geschaffen.“ „Ich gebe den jungen Leuten folgenden Rat, eine gute Kapitalsanlage zu finden, dadurch ihr Vermögen zu verdoppeln und dann sich ruhig dem Vergnügen hinzugeben, wie es noch dreimal und viermal im Werte steigt.“ „Verne, dich gut auf Pferde verstehen und sie billig einkaufen, denn ein gutes Urteil über ein Pferd ist ein gutes Urteil über einen Menschen.“

Eine silberne Stadt. Aus Mexiko kommt die merkwürdige Nachricht von einer Stadt, deren Häuser goldene und silberne Wände haben. Ein 100 Fuß hoher Wall umgibt diese Stadt. Außerhalb des Walles erheben sich Berge, die einen ungeahnten Schatz von Gold und Silber enthalten sollen. Diese fast unglaublich klingende Nachricht stammt von einem Manne von nicht anzuzweifelnder Glaubhaftigkeit, nämlich von Mr. Percy F. Martin, einem Mitglied der Geographischen Gesellschaft. Die betreffende Stadt ist die älteste des Staates. Sie heißt Guanajuato und wurde von den Spaniern gebaut, als diese Mexiko eroberten. Die Spanier konnten mit den ihnen damals zur Verfügung stehenden Mitteln nur 65 Prozent des edlen Metalles gewinnen; die übrigen 35 Prozent wurden mit dem Gestein beiseite geworfen und als Baumaterial verwendet. Es ist wahrscheinlich, daß die alte Stadt ihre wertvollen Mauern nunmehr zur vollen Ausbeutung des Materials hergeben muß. Aus den hohen Schutthäufen, die bei den Arbeiten der Spanier entstanden, glaubt man allein 1 500 000 Pfd. Sterling gewinnen zu können. Es fragt sich jedoch, ob die Einwohner von Guanajuato ihre Häuser zur Verfügung stellen werden. Von dem fabelhaften Reichtum, den die Spanier in Guanajuato vorfanden, sind immer noch Spuren vorhanden. Die Mauer, mit der das Bergwerk umgeben ist, muß allein mindestens 40 000 Pfund Sterling gekostet haben. Die gemeißelten Steintore sind wahre Kunstschätze. Die Spanier erpreßten aus dem Lande während der Okkupation 300 Millionen Pfd. Sterling in Silber allein. Man berechnet, daß die Minen von La Luz in der letzten Zeit vor der Revolution in Mexiko ihren Eigentümern jährlich etwa 1 200 000 Pfd. Sterling einbrachten, und Mr. Martin ist davon überzeugt, daß sie daselbe auch heute noch leisten können.

(Einige humoristische Geschichten) erzählt ein amerikanischer Politiker. Als er einst in einem noch ziemlich unkultivierten Teil der Vereinigten Staaten eine zündende und begeisterte Rede hielt, sah ein alter Hinterwäldler feierlich in der ersten Reihe und verwandte kein Auge von dem Sprecher. Nach Schluß der Rede sagte er ganz hingerissen: „Das ist doch die tüchtigste Rede, die ich jemals gehört habe. Ich konnte die ganze Zeit hindurch Ihre Backzähne sehen.“ Eine Anekdote die der Redner häufig in seine Auseinandersetzungen verflücht und die großen Beifall findet, ist folgende: Ein Ehemann kommt in stark angeheitertem Zustande um drei Uhr nachts nach Hause. Seine Gattin empfängt ihn im Nachtgewande und fragt mit drohender Stimme: „John, wie spät ist es?“ Der geängstigte Mann nimmt zu einer Lüge seine Zuflucht und entgegnet: „Erst ein Uhr, meine teure Maria.“ Da schlägt die Uhr drei und verrät den Uebeltäter. „Maria“, sagt er feierlich, „es ist wirklich erst ein Uhr. Ich habe es schon immer gewußt, daß diese verdammte Uhr — stottert.“

(Der Tod eines Mannes mit zwei Herzen.) Georg Lippert, einer der merkwürdigsten anormalen Menschen, die die Medizin kennt, der zwei völlig getrennte Herzen und drei Beine hatte und als eine Hauptanziehungskraft mit dem Zirkus von Barnum u. Bailey durch Amerika reiste, ist gestorben. Sein „rechtes“ Herz stand schon vor vierzehn Tagen still, aber das „linke“ fuhr fort zu schlagen, bis es schließlich am 24. Juli auch seinen Dienst einstellte, und Lippert nun tot war. Er starb an einer Lungen-schwindsucht.

## Juli-Betrachtungen

des Kentlers Frohlieb Schmerzensreich.

(Nachdruck verboten.)

War auch das Wetter wechselvoll, — bracht doch der Juli seinen Joll — der Freude auch in diesem Jahr — der Landwirtschaft von neuem dar. — Der Städter zog aus dumpfem Haus — mit Freunden auf das Land hinaus, — in Sommerfrische oder Bad, — und auch für unsre Kinder trat — ein frohes Glück noch ein sodann, — die großen Ferien gingen an. — Nun herrschte zu der großen Lust — auch Jubel noch aus kleiner Brust. — Der zog schon zu des Monats Beginn — gleich durch das ganze Reich dahin; — laut klang es durch der Liebe Band: — „Hurra, drei Kaiser!“ durch das Land. — Geboren ward im Kronprinz-Schloß — der jüngste Hohenzollern-Sproß, — ein Erbe von dem Kaiserthron, — und durch den kleinen Prinzensohn — herrschte ein heller Jubelbraus — im deutschen Volk und Kaiserhaus! — Doch zu der Freude und der Lust — zog in die deutsche Männerbrust — ein bitterer Groll auch wieder hier, — weil man erhöht den Preis vom Bier. — Drauf tobte nun stets ohne Raß — sehr viel Streit zwischen Wirt und Gast, — mit Selbstverleugnung streifte gar — in mancher Stadt die Jeckerschlar! — In München war das nicht der Fall, — wo der Gerstensaft überall — in Strömen durch der Schützen Troß — zum deutschen Bundes-schießen floß. — „Hergotts satra, war das a Durst — bei Rudi und warmer Wurst.“ — der sich dort stark entwickelt hat, — in der alten trinkfesten Stadt. — Hier übte für das Vaterland — der deutsche Schütze Aug' und Hand; — Prinz Ludwig nahm stets teil daran, — zeigt' sich als ganzer deutscher Mann — und riß mit seiner Rede fort — die Schützen aus Ost, West, Süd, Nord! — Während man dem Deutschthum sich hier weicht, — begann die große Festspielzeit — im götterdämmernden Bayreuth — für Wagners kunstverständ'ge Leut'. — Zur Führung unsrer Krieger Reih'n — traf Oberst Deinling wieder ein — im fernem Südwest-Afrika, — ein bald'ger Frieden sei ihm nah! — Zur Nordlandsfahrt des Kaisers stand — dieser in Drontheim Hand in Hand — mit König Haakon, Treu' im Blick, — zu der Norweger größtem Glück. — Während in Ungarn, Oesterreich — die Lage immer noch blieb gleich, — von neuem in den Armen lag — durch Abessinien's Vertrag — Freund John Bull die Italia, — was Frankreich freundlich schmunzelnd sah. — Das führt' zum Ende unterdes — nunmehr seinen Dreifuß-Prozeß; — Dreifuß wurd' rekapituliert — und ist zum Major avanciert, — Piquart sogar zum General, — aus ist nun endlich der Standal! — In Rußland großer Staatsstreich war, — dort

hat der selbstherrliche Jar — die Duma plötzlich aufgelöst, — und von Vertretung ganz entblößt — steht wiederum das Volk nun da, — und die Revolution ist nah; — drum sagte Rußland im Verlauf — auch Englands Flottenbesuch auf. — Im fernem Südamerika — ein Operettenkrieg geschah, — in San Salvador Honduras — entflammte hell der grimme Haß — gegen Guatemala auf, — und mutig gingen beide drauf. — Doch trat schon wieder Frieden ein, — denn Ruß' velt mengte sich hinein! — So ging dahin in Freud' und Leid — der Mond, von saurer Gurkenzeit — merkt', andre Jahre im Vergleich, — gar nicht viel Frohlieb Schmerzensreich.

## August.

Der August hat heute sein Regiment unter den 12 Monaten des Jahres angetreten. Im alten Rom führte er ursprünglich den Namen Sextilis, was von sextus, der sechste, abgeleitet ist, da er der sechste Monat war; später wurde er dem Kaiser Augustus geweiht, weil dieser gerade in diesem Monat die meisten Siege errungen hatte. Die deutsche Bezeichnung für August lautet Erntig (Erntemonat), und von Karl dem Großen wurde er Aranmonoth genannt. In manchen Gegenden hört man noch häufig für Ernte den plattdeutschen Ausdruck „Aust“. Diese Bezeichnung ist nicht etwa eine Verstümmelung des Wortes August, sondern entstammt dem gothischen Worte aukon, das wiederum dem lateinischen augere, d. h. vermehren, entspricht, und womit auf die Vermehrung der Habe durch die Ernte hingewiesen wird. Der Landmann wünscht sich den August trocken und sonnig; denn alle Bauernregeln sagen:

Was im Herbst soll geraten,  
Muß der August braten.  
Oder:  
Im August viel Regen  
Ist dem Wein kein Segen.

Der Bartholomäustag (24. August) soll für das kommende Wetter vorbedeutend sein, denn „wie Bartholomäustag sich hält, so ist der ganze Herbst“, und „Gewitter an Bartholomä bringen bald Hagel und Schnee“. Leise zieht in August die Wehmut des Abschiedes von der schöneren Jahreszeit in die Menschenbrust ein, denn die Stoppeln und das zur Herbstbestellung hergerichtete Feld, die kürzer werdenden Tage und kühleren Abende sind die Kennzeichen des scheidenden Sommers. Der August ist die Hochsaison des Sports. Auf Flüssen und Seen gleiten die schlanken Segeljachten dahin, und mit militärischem Takt schlagen eine Menge von Rudern oder, technisch ausgedrückt, Riemen das Wasser. Auf dem grünen Rasen wird dem Reensport gehuldigt, und das Lawn-Tennis vereinigt täglich seine zahlreichen Jünger zu fröhlichem Spiel.

Im Gebirge werden von Touristen die höchsten Bergspitzen erklimmen, und drunten in der Ebene lauft der Radler auf blinkendem Strahltröß dahin. Was uns den August besonders lieb macht, ist, daß in ihm die Reise- und Ferienzeit ihren Fortgang findet. Die ersten Tage des Eingewöhnens in neue, fremde Verhältnisse sind nun glücklich vorüber, und man fühlt sich wohl in seiner Sommerfrische. Wenn dann die fröhlich verbrachten Urlaubswochen zu Ende sind, beginnt man mit neu-gestärktem Mute und erholt und geträstigt sein altgewohntes Tagewerk wieder.

(Alte Stiefel — zum Ehrengedächtnis) Wenn man in China — so wird der „T. N.“ geschrieben — einem besonders ehrsüchtigen, gewissenhaften und verdienstvollen Beamten seine Anerkennung bezeugen will, so überreicht man ihm einen Ehrenschild. Das ist gewöhnlich ein großer roter Schild aus Seide, auf dessen langen Bändern die Namen der Geber verzeichnet sind. Dieser Brauch findet seine Erklärung in dem Klima des Landes, in dem der Schild eine große Rolle spielt. Seltener ist eine andere Sitte: daß man sich von dem Scheidenden ein Paar alte Stiefel erbittet, die zum Andenken in dem Stadttorbogen aufgehängt werden. In mancher chinesischen Stadt hängen unter dem riesigen Stadttorbogen oft ein Duzend Paar alte Stiefel, verstaubt, zerrissen und verschrumpft, zum Andenken an treffliche Beamte. Vielleicht will der Brauch besagen, daß die Nachfolger eines tüchtigen Mannes dieselben Wege wandeln sollen, um sich die Liebe und Achtung des Volkes zu erwerben, damit ihre alten Stiefel auch zum ewigen Angedenken und zum leuchtenden Vorbild im Stadttorbogen aufgehängt werden können.

[Schlagfertig.] „Lina, was muß ich sehen, Sie tragen ja dieselben Hüte und Kleider wie ich! Wo soll denn da der Unterschied zwischen Frau und Köchin liegen?“ — „Im Kochen!“

## Aufgabe.

Der Name eines unserer neuen Dichter besteht aus fünf Buchstaben und läßt sich mit Hilfe der folgenden Angaben bestimmen: Seht man statt der Buchstaben des Alphabets die entsprechenden Zahlen, also 1 statt a, 2 statt b u. s. w., so ist die Summe der fünf Zahlen = 27. Die vierte Zahl ist doppelt so groß als die zweite, die erste viermal so groß als die vierte. Die erste Zahl ist gleich der halben Summe der dritten und letzten Zahl. Welcher Dichter ist gemeint?

## Auflösung der dreißibigen Charade in Nr. 117.

Atomzug.

## Reisebilder aus den Alpen.

Von W. F.

(Nachdruck verboten.)

### 5. Das „Postfräulein.“

Die kleinen Postämter in den Talorten und auf den Bergen werden meist durch weibliche Kräfte versehen. Sie sind in der Regel die Privatgehilfinnen des ländlichen Posthalters, des bäuerlichen Wirtes, und sind nicht immer auf Rosen gebettet. Seit ich vor Jahren — schon ehe ich Berg-trarler geworden bin — den Achleitnerschen Roman „Das Postfräulein“ gelesen habe, worin die Leiden und Freuden dieser Beamtinnen in drastischer Weise geschildert werden, habe ich ein Herz für diese weiblichen Postler, die oft weit ab von den Zentren der Kultur unter Holzhackern und Bauern ein wenig beneidenswertes Dasein führen. Aber einmal hat doch eine von der Junst meine Sympathie beinahe verschert; 's war aber, das will ich zum voraus bemerken, eine Italienerin, und zu ihrer Entschuldigung muß ich anführen, daß sie auf einem sehr exponierten Posten stand.

In dem Winkel bei der Dreisprachenspitze, wo Oesterreich, die Schweiz und Italien zusammenstoßen, befindet sich an der vielberesten Straße zwischen dem Stillsfer Joch und den Bädern von Bormio in dem Hochtal die sog. Quarta Cantoniera auf italienischem Boden, 2487 Meter über dem Meer. Es ist ein weitläufiges Gebäude, das verschiedenen Zwecken dient. Wenn man gründlich sucht, findet man sogar eine Wirtschaft darin. Dort hatte ich die obligate Ansichtskarte geschrieben, konnte aber von unserer Signorina im „Sala“ keine Marke bekommen, weil sie selbst vom Postfräulein keine erhalten könne. Offenbar standen sich die beiden

welschen Schönen damals nicht sonderlich gut, woran vielleicht einer der hier stationierten Grenz-soldaten die Schuld tragen mochte. Nachdem ich mehrere Türen in dem langen Mittelgang abpatrouilliert hatte, entdeckte ich endlich den Eingang in das Postzimmer und erhielt dort von der amtierenden Signorina, die übrigens flott deutsch sprach, meine Humbert-Marke. Ich schrieb dann aber noch einmal eine Cartolina und sollte eine zweite Marke haben. Ich begab mich also wieder auf das Postzimmer: es war zwar offen, aber das Fräulein war verschwunden. Nun klagte ich der bedienenden Hebe im Sala meine Not.

„Ja,“ sagte sie, „suchen Sie eben die Signorina. Sie ist nur auf dem Amt, wenn die Schweizer-Post kommt.“

Ein Blick aus dem Fenster belehrte mich, daß diese wieder abgefahren war.

„Das Fräulein hat aber doch ihre Dienststunden?“

„Ja, aber sie kommt und geht, wann sie will.“

„Wo ist sie denn jetzt?“

„Weiß ich nicht. Suchen Sie eben!“

Brummend über diese italienische Wirtschaft ging ich zunächst noch einmal aufs Postzimmer und wandelte dann den langen Gang auf und ab, die Nase in jede geöffnete Türe steckend, und das waren nicht wenige. Aber die Gesuchte war nirgends zu entdecken. Nach etwa zehn Minuten relognoszierte ich zum zweitenmal. Vergebens! Ich hatte schon wieder die Klinke zum Speisezimmer in der Hand, da warf ich ganz zufällig noch einen Blick in die gegenüberliegende große und düstere Küche. Halt! Sieh dort in der hintersten Ecke am Fenster nicht ein schwarzer Struwelpopf, der mir etwas bekannt vorkommt? Ich trete näher. Richtig, das Post-

fräulein! Ich lege einen Zehner auf das kleine Tischchen, vor dem sie sitzt. Mechanisch greift sie nach einem Knopf, zieht eine Schublade auf und reicht mir die gewünschte Marke. Sie hat also in der Küche ein Zweigbüreau für Notfälle errichtet und kann mit den dicken Kochkünstlerinnen stundenlang ihren Schwatz halten. Man muß sich eben zu helfen wissen.

Und wer will ihr's verargen, wenn sie in solch menschenarmer Wildnis Privatleben und Amtstätigkeit in halbwegs erträgliche Harmonie zu bringen sucht! Ich gewiß nicht. Denn mit den meisten läßt sich recht angenehm verkehren. Fragt man auf dem größeren Postamt in den von Sommergästen überfluteten Orten nach postlagernden Sachen, so greift der Beamte blüßschnell in ein Fach, läßt mit Windeseile Briefe und Karten durch die Finger laufen und gibt dann in gedrängter Kürze die wenig erfreuliche Auskunft: „s ist nir da!“ Und schon hat er sich einer anderen Arbeit zugewendet. In diesen Taubenschlägen ist man eben nur eine Nummer. Das Postfräulein aber sucht zwei, dreimal alles gründlich durch und sagt dann in bedauerndem Tone mit freundlichem Lächeln die bittere Pille verführend: „Es ist mir sehr leid, aber diesmal ist nicht's für Sie da. Vielleicht fragen Sie später wieder an. Um 7 Uhr kommt noch einmal eine Post.“

„Ich muß aber schon um 3 Uhr weiter gehen,“ entgegnet der Reisende.

„Dann darf ich Ihnen die Sachen vielleicht nachsenden? Bitte wohin?“

So legt sie mildernden Balsam auf die getäuschte Hoffnung.

Ja, das Postfräulein hat auch ein Herz für ihr Publikum!